

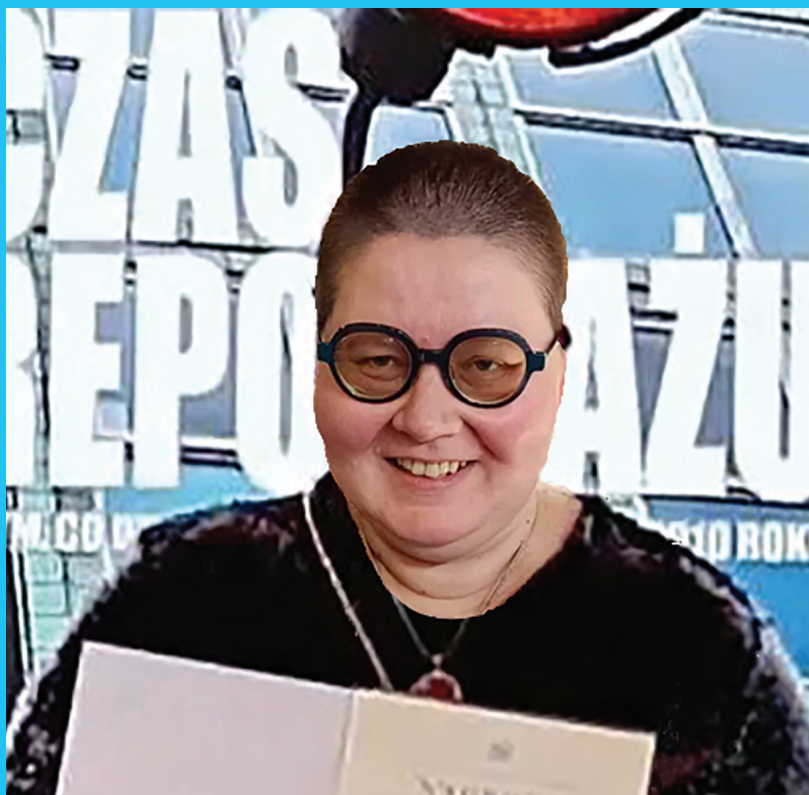
35. Jhg. Januar 2025 Nr. 1 (434)

MASURISCHE STORCHENPOST



So kann der Winter sein

Foto: Ewa Dulna



Universitätsprofessorin Bernadetta Darska bei der Preisverleihung auf der Posener Buchmesse, Fot. © Tomasz Białkowski, Retusche © Arkadiusz Łuba

Im vergangenen Jahr wurde ihr Buch „Berlinowanie. Zapiski z doświadczenia miasta“ (dt. Berlibummeln. Notizen von dem Erfahren einer Stadt) im Wettbewerb um das Beste Sachbuch für den Preis des Stadtpräsidenten von Posen ausgezeichnet.

S. 22

Allenstein/Olsztyn Marsch der Erinnerung

559 Opfer von A-Z

Uwe Hahnkamp

In diesem Jahr wird des Endes des Zweiten Weltkriegs gedacht, das inzwischen 80 Jahre zurückliegt. Für Ostpreußen sind das die Tage um den 20. Januar, an dem die Rote Armee in die Region einmarschierte; die Tage der Flucht und der Gräueltaten. Für die Opfer der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager die Tage der Befreiung der Lager, an die am 27. Januar erinnert wird.

In gewisser Weise als Verbindung dieser beiden Anlässe fand der Marsch der Erinnerung der Gruppe „Gedenken für Kortau“ am 26. Januar statt. In diesem Jahr wird des Endes des Zweiten Weltkriegs gedacht, das inzwischen 80 Jahre zurückliegt. Für Ostpreußen sind das die Tage um den 20. Januar, an dem die Rote Armee in die Region einmarschierte; die Tage der Flucht und der Gräueltaten. Für die Opfer der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager die Tage der Befreiung der Lager, an die am 27. Januar erinnert wird.

In gewisser Weise als Verbindung dieser beiden Anlässe fand der Marsch der Erinnerung der Gruppe „Gedenken für Kortau“ am 26. Januar statt. Die Initiatoren des stillen und friedlichen Marsches von der Gruppe „Gedenken für Kortau“ sind bereits seit einigen Jahren aktiv, um die Leitung und die Studierenden der Ermlän-

disch-Masurischen Universität (UWM) auf die Geschichte des Ortes an dem sie sich befinden, aufmerksam zu machen. Der Campus der UWM, dem in Polen der Ruf vorausgeht, der schönste im Land zu sein, liegt nämlich zu einem großen Teil auf dem Gelände der ehemaligen Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Kortau. Diese psychiatrische Einrichtung lag vor den Toren Allensteins – heute gehört das Gebiet als Stadtteil Kortowo zur Stadt.

Aktion T-4 und Januar-Massaker

Das Wissen um die geschichtlichen Hintergründe des Ortes ist weitgehend unbekannt, und nicht wenige Studierende absolvieren die UWM, ohne jemals etwas darüber erfahren zu haben. Dem wirkt die Gruppe „Gedenken für Kortau“ entgegen; die mit der Kulturgemeinschaft „Borussia“ in Allenstein gemeinsam organisierte Veranstaltung am 26. Januar reiht sich in ihre Bemühungen zur Aufklärung ein.

Bereits im Rahmen der katholischen Messe zu Anfang der Veranstaltung und vor dem Beginn des Marsches wurde daran erinnert, wem das Gedenken an diesem Tag gelten sollte. „Wir erinnern an die Toten der Aktion T-4, die Opfer der unkoordinierten Flucht beim Einmarsch der Roten Armee und des Massakers der Sowjetsoldaten an den letzten Insassen und dem Personal bei der Liquidierung des Krankenhauses“, fasste es Michał Woźnica als Sprecher der Organisatoren zusammen.

Unter dem Namen Aktion T-4 wird die systematische Ermordung von Menschen mit körperlicher, geistiger und seelischer Behinderung, die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ oder schönfärbisch „Euthanasie“ durch die Nationalsozialisten in den Jahren

1939 bis 1941 bezeichnet. Sie war gesetzlich und propagandistisch sorgfältig vorbereitet worden und lief auch nach 1941 noch weniger systematisch weiter. Seit Oktober 1939 waren psychiatrische Krankenhäuser angewiesen, Angaben zu bestimmten Patienten auf Meldebögen an die Zentrale der Aktion in der Tiergartenstraße 4 in Berlin (daher T-4) zu melden.

Verlesung der Namen und Appell für das Gedenken

Auch die Leitung der Kortauer Anstalt beteiligte sich an diesen Maßnahmen. Von dort wurden Kranke und Patienten in Richtung Soldau/Działdowo abtransportiert, wo sie getötet wurden. Ob Tötungen auch in Kortau selbst stattgefunden haben, ist laut Historikern noch nicht abschließend geklärt. „Bei manchen Patienten ist als Todesursache ‚Herzstillstand‘ angegeben, das ist ein wenig verdächtig“, fasst Michał Woźnica seine Zweifel in Worte, wichtig ist ihm aber vor allem eine namentliche Erinnerung: „In der Sammlung R179 im Staatsarchiv in Berlin haben wir die Namen von 559 Opfern unterschiedlicher Nationalitäten und verschiedenen Bekenntnisses gefunden.“

Wichtig war den Organisatoren daher auch, ein Nationen und Konfessionen übergreifendes Gedenken am 26. Januar – in Stille, ohne Transparente, ohne Fahnen, nur unter dem Zeichen des Roten Kreuzes, das die Sowjetsoldaten im Januar 1945 bei ihrer Attacke auf das Kortauer Krankenhaus missachtet hatten. Die Namen der Opfer von Emma Albrecht bis Paul Zweifer wurden auf dem gemeinsamen Marsch laut verlesen.

An dem 1997 entstandenen Lapidarium wurde in einer ökumenischen Andacht aller Opfer gedacht. Der Fußmarsch endete an der

bis heute erhaltenen Villa des Direktors des Krankenhauses Kortau, der gleichzeitig an der Aktion T-4 beteiligt und am Ende des Krieges selbst Opfer wurde. Dort verlasen die Organisatoren ihr Manifest, ihren Appell an die Leitung der UWM zur namentlichen Erinnerung der erwähnten Toten und zu einer Mitwirkung an der Beschäftigung mit der Geschichte des Ortes, an dem die UWM wirkt.

Bedauerlich nur, dass zwar einige Vertreter der kommunalen Selbstverwaltung den Weg nach Kortau gefunden haben, aber kein Repräsentant der Universität.

Uwe Hahnkamp

Wochenblatt, 7.-13. Februar 2025



Das Hauptkreuz
des Lapidarium
Foto:
Uwe Hahnkamp

Die verschwiegene Geschichte des Zweiten Weltkrieges

Ulrich Raschkowski
Kurt Georg Vogt
1912 – 1941
Opfer der „Euthanasie“

Herausgeber: Ulrich Raschkowski

Verlag: Ph.C.W. Schmidt, Neustadt an der Aisch 2011

VORWORT

Vor 80 Jahren, am 4. August 1941, wurde mein Onkel Kurt Georg Vogt, Bruder meiner Mutter Hertha, in der Anstalt Pirna-Sonnenstein vergast.

Zu seinem Andenken möchte ich in einer zunehmenden Reihe von Darstellungen und Untersuchungen ostpreußischer Patientenschicksale einen persönlichen Beitrag als Anregung zum Nachdenken vorlegen.

Sein Lebenslauf steht beispielhaft für das Schicksal tausender ostpreußischer Anstaltspatienten in Zeiten, in denen „lebensunwertes Leben“ zuerst theoretisch entwertet und bald darauf real ausgelöscht wurde.

Kurt Vogt litt seit seiner Geburt an epileptischen Anfällen, damals „Fallsucht“ genannt. Nach seiner Kindheit in Königsberg/Pr. gab ihn die Familie mit 11 Jahren 1924 an die „Heil- und Pflegeanstalt für Fallsüchtige Carlshof bei Rastenburg (Ostpreußen)“ ab.

Nach Schließung dieser Anstalt im Dezember 1940 wurde er in die „Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Kortau“ bei Altenstein verlegt, nach einem halben Jahr im Zuge der 1. Phase der so genannten „Euthanasie“ von dort über die „Landes-Heil- und Pflegeanstalt Zschadraß“ in Sachsen weiter in die „Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein“ transportiert und hier am 4.8.1941 ermordet.

Am Tag nach der berühmten Predigt des Münsteraner Bischofs Clemens Graf von Galen. Wie bei allen „Euthanasie“-Opfern wurde seine Mutter mit Lügen über die wahren Umstände, auch zu Sterbetag und -ort abgespeist.

Dieses Buch erscheint spät - es brauchte seine Zeit, um die Dimensionen des Lebens von Kurt Vogt zu ermessen.

U. R.

18• KURTS MUNDHARMONIKA ?

Die ersten Nachforschungen der Familie in den 1990er Jahren Erbrachten keine anderen Erkenntnisse, so dass noch 2010 ein Gedenkstein für Kurt mit dem Todesort „Hadamar“ versehen wurde. Peter Fiedler, befreundeter Bildhauer in Moritzburg, wählte den Pirnaer Sandstein dafür aus - ein zufälliger Fingerzeig auf Kurts tatsächlichen Sterbeort Sonnenstein!

Erst 2012 brachte eine Nachfrage in der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein Klarheit über den tatsächlichen Todesort von Kurt: Vergasung in der Anstalt Sonnenstein, aller Wahrscheinlichkeit nach am Montag, 4.8.1941, dem Tag seiner Ankunft, zusammen mit mindestens sechs Carlshofer Männern.

Bei Ausgrabungen auf dem Abhang vor dem ehemaligen Krematorium wurde neben vielen anderen Funden aus dem Besitz der Opfer auch das Gerippe einer einfachen Kindermundharmonika gefunden. Sie ist heute in der Gedenkausstellung ausgestellt. Kurt könnte sie bis auf den Sonnenstein mitgenommen haben.

Kurt bekam die Mundharmonika 1927 zu Weihnachtsgeschenkt und hat sie nie mehr aus der Hand gegeben. Interessant ist, dass er auf der Mundharmonika Melodien spielte und Volkslieder sang.

Woher kannte Kurt Kirchenlieder und auch Volkslieder? Nach Meinung des Autors: in der Familie, im Gottesdienst? Andere Möglichkeiten wird es nicht gegeben haben

**Dies ist ein Buch des Gedenkens an Kurt Vogt und die Opfer
aus ostpreußischen Heil- und Pflegeanstalten
und des Nachdenkens für uns.**

Erinnerungen

Letzte Ferientage bei den Großeltern in Masuren

Siegfried Burghardt

Es ereignete sich im Juli 1944 auf dem Bauern-Grundstück Iwanek in Kandien Kreis Neidenburg, in einem Dorf in Masuren, wo ich mitten im Krieg gemeinsam mit meiner Cousine Erika einige Ferientage einer scheinbar friedlichen, kleinen Welt verbrachte. Aber den meisten Dörflern war bewusst, dass der Scheintrüger. Die russische Kriegsfront rückte immer näher. Die deutsche Wehrmacht befand sich auf dem Rückzug. Bereits kurz nach der Ankunft nutzte ich den Hof als Spielplatz. Mein Vetter Reinhard, der zukünftige Erbe des Bauernhofes, mühte sich, einen herumspringenden Schimmel zu zügeln. Aufgescheuchte Gänse schrien und gackernde Hühner flatterten herum. Der zehnjährige Bauernsohn tummelte sich mit unserer Cousine Erika und mir auf dem Hof. Nachdem sich der Gaul beruhigt hatte, winkte Reinhardt mich mit folgenden Worten heran: „Du möchtest doch bestimmt eine Runde reiten.“ „Mit Vergnügen“, antwortete ich spontan. Es fiel Erika und Reinhardt nicht ganz leicht, mich auf den Vierbeiner zu verfrachten. Ohne Sattel suchte ich halt an der langen Mähne des Schimmels. Mit lautem *Hüüüh* wollte ich das Huftier auf Trab bringen. Doch es benahm sich wie ein störrischer Esel und blieb wie angewurzelt stehen. „Ich werde ihm Beine machen“, tönte Reinhardt, „gleich wird er lospässen.“ Bereits nach wenigen Sekunden hatte er eine Peitsche aus dem Stall geholt. Mit festem Griff ließ er die Peitsche schwungvoll durch die Luft sausen. Ein lauter Knall schreck-

te alle auf. Den Schimmel so sehr, dass er vorn übergebogen die Hinterbeine ruckartig in die Luft schleuderte. Ich vollzog einen sehenswerten Kopskegel, mit dem ich glücklicherweise weich und unverletzt auf dem Misthaufen landete. Ländlich duftend und erheitert betrachtete ich den Sturz als sportliche Begrüßungs-Handlung. Da Reinhard den Gaul recht grob antrieb, vermutete ich, dass es seine Absicht war, meine Reit-Geschicklichkeit vorzuführen. Meine Cousine und ich waren Gäste bei Oma und Opa. Sie hatten die Wirtschaft bereits ihrem Sohn Paul übereignet und lebten auf ihrem Altenteil, d. h. freie Wohnung und Kost. Beide, noch sehr rüstig, betätigten sich bei verschiedenen leichten Arbeiten.

Der Kopskegel vom Schimmel hatte mir das Reiten keineswegs vermiesen. Mehrmals durfte ich in Begleitung mehrerer Pferde in gleichmäßigem Galopp zur Weide reiten. Die meiste Zeit verbrachten wir draußen zu dritt. Das abwechslungsreiche Grundstück mit Hausgarten und Streuobstwiese bot vielfältige Möglichkeiten für Spiele (häufig Versteckspiele), Begegnungen mit Haustieren und Obstpflücken mit Naschfreuden. Besonders gern kletterte ich auf die riesigen Birnenbäume.

Dennoch blieb genügend Zeit für Kontakte und Gespräche mit den Großeltern. An einem Ferientag durfte ich mit Opa Kühe hüten. Es hatte nachts stark geregnet. Die Kleewiese, auf der die Tiere weideten, triefte vor Nässe. Als die Tiere wiederkauten und zwei von ihnen mit dicken Bäuchen unruhig herumliefen, sprang Opa Wilhelm erschreckt auf und rief: „Unsere Kühe haben gefährliche Blähungen, sie haben zu viel nassen Klee gefressen. Wir müssen sie sofort nach Hause treiben.“ Ich spürte, dass es sehr dringend war, denn mein Großvater zeigte sich in höchster Erregung. Unterwegs trieb er die sich mühsam bewegend Tiere mit einem Knüppel

an. Im Stall geschah etwas nach meiner Ansicht Unfassbares. Mit einem zugespitzten Metallstab durchbohrte Opa die pralle Bauchdecke der Kleefresser. Mit einem lauten Zischen entwichen die schädlichen Gase. Die Tiere erholten sich bald.

Am späten Nachmittag des vorletzten Besuchstages, nach getaner Arbeit, durfte ich mit meiner Cousine Erika neben Oma Caroline auf dem Sofa sitzen. Opa Wilhelm hatte ihr gegenüber im Schaukelstuhl Platz genommen und rauchte genüsslich seine Pfeife. Auffallend lange schaute Erika den alten Herrn an. Dann richtete sie ihren Blick zur Wand, wo ein Bild von Kaiser-Wilhelm II hing. „Opa“, rief sie erstaunt und freudig erregt, „du hast ja den gleichen Schnurrbart wie der Kaiser.“ Wilhelm streichelte seinen gepflegten Oberlippenbart mit Daumen und Zeigefinger und bemerkte stolz: „Ich habe sogar noch einen richtigen Vollbart, den der Kaiser nicht trug. Der Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart zierte auch das Gesicht meines kaisertreuen Vaters, der auch Wilhelm hieß. Nun wandte sich auch Oma Caroline an ihre Enkelkinder, als sie den Namen des Kaisers vernahm: „Als Kinder liebten wir unseren Kaiser und sangen oft: *Der Kaiser ist ein lieber Mann, er wohnt in Berlin, und wär es nicht so weit von hier, so ging ich heut noch hin.*“

Mich überraschte diese damalige Kaiserliebe und ich wagte eizuwenden: „Nach allem, was ich von ihm weiß, hätte ich ihn nicht besonders geliebt. Er wirkte nicht wie ein friedvoller Landesvater, sondern arrogant und machtbesessen.“ „Ich wäre gern in seiner Armee geblieben“, bemerkte Opa, „Soldaten hatten im Kaiserreich hohes Ansehen in der Bevölkerung und wurden auch beruflich gefördert. Leider musste ich schon in jungen Jahren den Bauernhof übernehmen. Mein Vater kehrte aus dem Krieg gegen Frankreich 1870/71 schwer verwundet heim. Deshalb übertrug er mir

vorzeitig die Bewirtschaftung des Hofes.“ Caroline schaute ihren Mann kopfschüttelnd an und bemerkte: „Ich wunderte mich, dass du so gern Soldat warst, obwohl du jahrelang miterlebt hattest, wie sehr dein Vater unter den Kriegsverletzungen litt.“ „Von Krieg war nach der Reichsgründung gar keine Rede mehr“, betonte Wilhelm vor dem Ersten Weltkrieg herrschte in unserem Land lange Zeit Frieden, so dass man Kaiser Wilhelm II. in der Zeit sogar als Friedenskaiser betitelte, obwohl er durch sein Großmachtstreben eine Mitschuld am Ausbruch des Krieges hatte“, gab Opa Wilhelm eindringlich zu verstehen, „und so war es angenehm und ehrenvoll, dem Kaiser zu dienen. In jungen Jahren habe ich ungern die elegante Uniform der kaiserlichen Armee gegen die schlichte Bauern-Joppe getauscht.“ Nun wandte er sich an seine Enkelin und fuhr fort: „Was meinst du wohl, liebe Erika, wie schick dein Opa als junger Mann im blauen Waffenrock der kaiserlichen Infanterie aussah! Ich wusste dennoch genau, was mich auf unserem Bauernhof, wo ich oft bei der Arbeit mit half, erwartete.“ Nun erhob er sich schwerfällig aus seinem Sessel und verließ gemächlichen Schrittes das Zimmer. Er gab mir zu verstehen, dass ich ihn begleiten sollte. Ich folgte ihm. In der Diele zog er sich die Holzpantinen an, und wir trabten nach draußen. Wir setzten uns auf die Bank vor dem Haus und schauten zum Obstgarten, wo die Bäume im rötlichen Schein der Abendsonne leuchteten. Die Apfel- und Birnbäume versprachen eine reichliche Ernte. „Die meisten Obstbäume habe ich selbst gepflanzt“, bemerkte er stolz. Dann wurden Erinnerungen an seine Zeit als Jungbauer wach: „Fünf- undzwanzig Jahre war ich alt, als ich 1898 meine neunzehnjährige Caroline heiratete. Sie stammt von einem großen Bauernhof in Wasienen und war mit allen Tätigkeiten einer Bäuerin vertraut.

Als angehende Jungbäuerin brachte sie eine großzügige Aussteuer an Wäsche, Möbel und vierzig Morgen Land in die Ehe. Aussteuer ist bei den Bauern üblich. Ich selbst legte großen Wert darauf, weil ich als Erbe des Hofes meine Geschwister auszahlen bzw. sie mitversorgen musste. Die Versorgung der Familie fiel uns als junges Ehepaar nicht leicht. Auf dem Hof lebten meine Eltern und drei Geschwister. Zwei von ihnen waren noch schulpflichtig. Trotz schwerer Arbeit hatte ich im Laufe der Zeit meinen Beruf schätzen gelernt. Als eigener Herr war ich frei und nicht den Befehlen und dem Obrigkeitsdenken beim Militär ausgesetzt. Nun bin ich froh, dass mein Sohn Paul den Hof bewirtschaften kann, weil er nicht zum Militär eingezogen wurde. Einige Bauern werden als Erzeuger von Nahrungsmitteln auch in der Heimat dringend benötigt. Meine beiden anderen Söhne, Horst und dein Vater Oskar, kämpfen leider an der russischen Front. Zum Glück kann ich Paul bei verschiedenen leichteren Tätigkeiten noch behilflich sein.“

Den inzwischen verglühten Tabak in der Pfeife klopfte der Altbauer an einem Holzschuh aus. Dann lockerte er das Zugband an seinem ledernen Tabaksbeutel und stopfte sorgfältig seine Pfeife mit dem lockeren Tabak. Eine Streichholzflamme und drei kräftige Züge brachten das aromatische Kraut zum Glühen. Opa Wilhelm schaute den aufsteigenden Rauchwölkchen hinterher und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Mit Behagen vernahm er die vielfältigen, vertrauten Stimmen der zahlreichen Haustiere, während er mir seine Erfahrungen über deren Verhalten erzählte.

Als Vetter Reinhard erschien, bot ich ihm meinen Platz an und begab mich ins Haus. Oma Caroline machte sich gerade an Opas altersschwachen Schafwoll-Socken zu schaffen, um die Löcher zu

stopfen. Da der Sockenträger draußen war, konnte sie sich eine Bemerkung dazu nicht verkneifen: „Er sollte sich bitte die Zehennägel regelmäßig beschneiden, denn fast immer sind die Löcher ganz vorn.“ Erika musste schmunzeln, als sie Oma aufforderte: „Das könntest du doch machen, vielleicht fällt ihm das Bücken schwer.“ Darauf Oma ernsthaft: „Nie und nimmer, er ist noch sehr beweglich, aber manchmal recht bequem.“

In dem Moment betrat Opa mit seinem Enkel Reinhard den Raum. Sie machten durch lautes Reden auf sich aufmerksam. Aber Erika und ich verstanden kein Wort. Ich erkannte einen polnischen Dialekt, in dem sich meine Mutter manchmal mit ihrer Schwester unterhielt. Sie nannten diese Sprache, die keine Schriftsprache war, *Masurisch*. „Sprechen die beiden etwa polnisch miteinander?“, wollte Erika wissen. Oma Caroline druckst ein wenig herum, bevor sie antwortete: „Es ist eine polnische Mundart, in der wir uns gelegentlich zuhause noch unterhalten, obwohl es verboten ist, öffentlich in dieser Sprache zu reden. Die deutschen Behörden machen keinen Unterschied zwischen dem Masurischen und dem Hochpolnischen. Ähnlich wie wir verhalten sich noch andere Familien im Dorf. Reinhard ist zweisprachig aufgewachsen. Er wird irgendwann den Bauernhof übernehmen. Dann ist es von Vorteil, wenn er sich mit den polnischen Erntehelfern verständigen kann.“ „Meine Mutter und ihre Schwester sprechen manchmal auch noch Masurisch miteinander, wenn wir Kinder nuscht mitbekommen sollen.“, verriet ich, „sie achten aber sehr darauf, dass ihr Nachwuchs nur Hochdeutsch spricht, um die Bildungschancen zu erhöhen.“

„Es hat ja gefruchtet bei Erika und dir“, bemerkte Oma zustimmend, „Ihr geht ja beide zum Gymnasium. Erzählt mal, wie es

euch beiden da so ergeht!“

Ich begann: „Es war am Anfang sehr schwer in der Hindenburg-Schule in Ortelsburg. Wir Dörfler mussten uns viel mehr abstrampeln als die Stadtjungen, weil wir in den Dorfschulen weniger gelernt hatten. Im ersten Halbjahr erhielten meine Eltern sogar einen *Blauen Brief*, weil meine Versetzung gefährdet war. Nichtversetzung im ersten Gymnasial-Schuljahr bedeutete Rausschmiss, zurück zur Volksschule. Dieser Blamage wollte ich mich nicht aussetzen. Zum Ende des Schuljahres kriegte ich doch noch die Kurve. Die meisten Lehrer sind streng und teilen auch Ohrfeigen aus. Eine Backpfeife musste ich sogar ertragen, als ich im falschen Moment lachte. Unser Deutschlehrer trug ein Gedicht vor. Stimmgewaltig und übertrieben gestikulierend stolzierte er vor uns wie ein Bühnenstar. Ich fand das so lustig, dass ich anfangs schmunzelte. Doch daraus entwickelte sich leider ein Lachkrampf. Vergeblich kämpfte ich dagegen an, konnte aber nicht aufhören zu lachen. Erbarmung! Mein Gelächter war ansteckend. Schließlich lachten sogar lautstark fast alle Schüler. Nicht der Pauker, sondern ich stand im Mittelpunkt. Trotzdem trug er sein Gedicht bis zum Ende vor. Dann legte er sein Buch ab und schritt mit bösem Blick zur ersten Bank, wo ich saß. Mit heftiger Handbewegung befahl er mir aufzustehen und verpasste mir eine schallende Ohrfeige. Selbst nach der Prügelstrafe stellte sich der angemessene Ernst nicht sogleich ein. Ich verstand seine Reaktion, nachdem ich ihm seinen Auftritt total vermasselt hatte.“ Opa grinste und murmelte sich in Bart: „Die Pauker verstehen auch keinen Spaß.“

Dann berichtete Erika: „Das Gymnasium in Neidenburg besuchten nur sehr wenige Mädchen. Ich will Ärztin werden und brauche das Große Latinum. Als Mädchen benötigte ich eine Geneh-

migung vom Gesundheitsministerium. Die Gesundheitsprüfung war kein Problem. Ich kam als einziges Mädchen in eine Klasse mit 35 Jungen. Die Bengel haben sich mir gegenüber recht seltsam benommen. Keiner wollte neben mir sitzen. Der Lehrer sah sich gezwungen, einen Jungen mit Namen Pfeiffer auf diesen Platz zu beordern. Der bedauernswerte Bengel musste dann viel einstecken. Die schamlosen Glumsköppehänselten ihn mit unflätigen Ausdrücken. Mir verpassten sie den polnischen Spottnamen *Kosa* (deutsch: Ziege). Sie streuten mit Juckpulver unter den Kragen und zogen mich an den Haaren. Da ich mich auch bei Prügeleien gut behauptete, ging ich trotzdem gern zur Schule. Im Laufe der Zeit hat sich dieses gedeperte Benehmen gelegt. Es kamen noch mehr Mädchen hinzu, und nun mache ich bald das Abitur.“

„Du kannst dich glücklich schätzen, eine höhere Schulbildung zu erhalten. Mir wurde es verwehrt, sogar von meiner Mutter“, bemerkte Caroline wehmütig, „sie war so sehr in ihrer bäuerlichen Tradition verhaftet, dass sie sich nur dort geborgen fühlte und ihr für die Tochter ein Beruf außerhalb dieser kleinen Welt zu unsicher erschien.“

Erika und ich genossen den letzten Abend mit unseren Großeltern, plachanderten noch lange miteinander und spitzten die Ohren, wenn sie Anekdoten aus ihrem Leben erzählten.

Mit einer vergnüglichen Kutschfahrt zum Bahnhof nach Neidenburg, kutschiert von Cousin Reinhard, endeten die ereignisreichen Ferientage.

„Masurische Storchenpost“ im Jahr 2024

Vom Aufbruch ins Ungewisse bis zu Tucholskis Großstadt-Weihnachten

Bei der Adventswerkstatt „Bethlehem der Nationen“ in Heilsberg/Lidzbark Warmiński mit Jugendlichen der deutschen und ukrainischen Minderheit sowie der polnischen Mehrheit irrten im Dezember letzten Jahres im einstudierten Theaterstück Märchenfiguren durch eine fiktive Welt, in der sie nicht mehr in ihre Bücher zurückfinden. Sie sind also heimatlos geworden – weil die Menschen immer weniger Bücher lesen. Eine deutliche Mahnung an die Zuschauer.

Eine Erinnerung an eine Tatsache, der die „Masurische Storchenpost“ auch in ihrem aktuellen Jahrgang 2024 entgegenwirken wollte und entgegenwirkt. Auf den Flügeln der Poesie durch den Alltag des Jahres, das war eine Idee für das letzte Jahr. Etwa mit Gedichten von Stefan Pioskowik, aber auch poetischen Prosatexten wie denen von Arno Surminski, Günter Schiwy oder Gerd O.E. Sattler, die schon häufiger in der „Masurischen Storchenpost“ veröffentlicht haben. Zu diesem Thema gehört auch die Berichterstattung zum Siegfried Lenz gewidmeten Literaturwettbewerb in Lyck.

Mit dem Text „Aufbruch ins Ungewisse“ startete bereits im Januar 2024, und zwar direkt als allererster Text, eine Reihe von mehreren Beiträgen im Laufe des Jahres von Siegfried Burghardt mit Erinnerungen nicht nur an Flucht, sondern auch an alltägliche Themen. Anderen Ansichten auf masurische Fragen widmete Reinhard Donder einige Texte zu verschiedenen Forschungen. Auch wenn das Thema Flucht in Poesie, Erinnerungen und Forschung immer

wieder zumindest am Rande erscheint, ging es in der „Masurischen Storchenpost“ durchaus auch um Bräuche und Natur. So gab es im Sommer Beiträge etwa zur Mittsommernacht, eine weitere Ausgabe kümmerte sich in Bild und Text um die Frage der Frösche – die ja eine wesentliche Nahrungsgrundlage der (nicht nur ostpreußischen) Störche darstellen.

An dieser Stelle soll auf die Ko-Redakteurin der „Masurischen Storchenpost“ Ewa Dulna hingewiesen werden, die mit ihren hervorragenden Bildern Wesentliches zum ansprechenden Design der Monatsschrift beisteuert.

Grzegorz Supady als treuer Autor der „Masurischen Storchenpost“ beschäftigte sich in einem seiner Texte hingegen mit Igel. Darüber hinaus hat er einen „Sachsen nach Masuren“ begleitet und ließ „zwei Männer auf einen See“ blicken. Der dritte Beitrag mit durchaus rätselhaftem Titel befasste sich mit dem Zusammenhang zwischen „Google, Scholochow und einer Bahnfahrt“. Ganz konkret hingegen stellte er das zuletzt in deutscher Übersetzung erschienene Werk von Janusz Małłek „Zanik ludu mazurskiego“ (das Verschwinden des masurischen Volkes) vor.

Historisch wurde es im Laufe des Jahres in der „Masurischen Storchenpost“ unter anderem dank eines Textes von Brigitte Jäger Dabek über die Prussen und einer Besprechung des Buchs von Karolina Kuszyk „In den Häusern der Anderen“, das die schwierigen Prozesse, die inneren Auseinandersetzungen der neuen Bewohner von post-deutschen Bauten beim Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg zum Thema hat. Imrgard Irro hat es geographisch im bayerischen Sprachraum mit ihrer Familie zu tun, der Titel ihres Textes lautete „Der Oimara in Erinnerung“. Und zur Feier des Jahres des 300. Geburtstags von Immanuel Kant mach-

te sich die Redakteurin der „Masurischen Storchenpost“ Barbara Willan Gedanken über den großen deutschen Philosophen. Auch ein weiterer runder Geburtstag, nämlich der 90. des Schriftstellers Arno Surminski, fand mit einem mehrseitigen Beitrag seinen Weg in die Zeitschrift.

Ein anderes historisches Erbe Ostpreußens ist das Attentat auf Adolf Hitler vor 80 Jahren in der Wolfsschanze, bei dem auch Schloss Steinort eine wesentliche Rolle gespielt hat. Zu den verschiedenen Aspekten der Geschichte dieses Bauwerks und seines möglichen Wegs in die Zukunft fand im September eine mehrtägige Konferenz statt, über die Uwe Hahnkamp für die „Masurische Storchenpost“ berichtete.

Nah an der Gegenwart war er darüber hinaus mit der Verabschiedung des Masuren und Protestanten Wiktor Marek Leyk nach 30 Jahren als Beauftragter für Fragen der nationalen und ethnischen Minderheit in der Woiwodschaft Ermland-Masuren erst des Woiwoden und später des Marschalls.

Hankamps dritter Text widmete sich einer Theaterwerkstatt in Heilsberg für junge Menschen der deutschen Minderheit mit Personentheater, Kamishibai und japanisch geschminkten Gesichtsmasken.

Für all jene, die keine Bücher mehr, aber auch kein Internet lesen wollen, sich aber über verschiedene deutsche und polnische kulturelle Themen auf dem laufenden halten wollen, sind die sehr abwechslungsreichen Beiträge von Arkadiusz Łuba in der „Masurischen Storchenpost“ dringend zu empfehlen. Während in Lodsch/Łódź zum einen des 130. Geburtstags des Dichters Julian Tuwim gedacht und im Textilmuseum die Werke eines polnischen Modedesigners präsentiert wurden, fand in engerer regionaler

Nachbarschaft das deutsch-polnische Frauenforum der Partner-Landkreise Olsztyn und Osnabrück statt.

Das polnische Einflüsse auch weiter entfernt, nämlich in Berlin geschätzt werden, zeigte er in Texten zum polnischen Slawisten Aleksander Brückner, dem Shooting Star der Berlinale 2024 Kamila Urzedowska und den dortigen Feiern zur polnischen Verfassung aus dem Jahr 1791.

Dem internationalen Film gewidmet war sein Beitrag über die Berliner Ausstellung zu Regisseur Tim Burton in Form eines Labyrinths, in dem dieser Meister des Makabren erlebbar gemacht wurde.

Doch zurück in die Region, denn dort feierte der Bund Junges Ostpreußen sein traditionelles Adventswochenend, das Arkadiusz Łuba treffend unter dem Titel „Völkerverständigung statt Politik“ zusammenfasste.

Allen Texten aus den zwölf Ausgaben der „Masurischen Storchepost“ des Jahres 2024 kann man hier nicht gerecht werden. Sie lohnen sich aber alle.

Uwe Hahnkamp



*„Auszeichnung für Bernadeta Darskas Buch über Reportagen“
- unter diesem Titel ist ein Artikel von Arkadiusz Łuba in der
Ausgabe 3/2024 der „Masurischen Storchepost“ erschienen.
Das Werk wurde mit dem Preis der Rektorin der Posener Adam-
Mickiewicz-Universität geehrt*

Die Zeit der Reportage.

Über das, was sich um das Genre
nach 2010 ereignet hat

von Arkadiusz Łuba

Bernadetta Darskas Buch über Reportagen hat den Preis der Rektorin der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen für das beste akademische Buch erhalten.

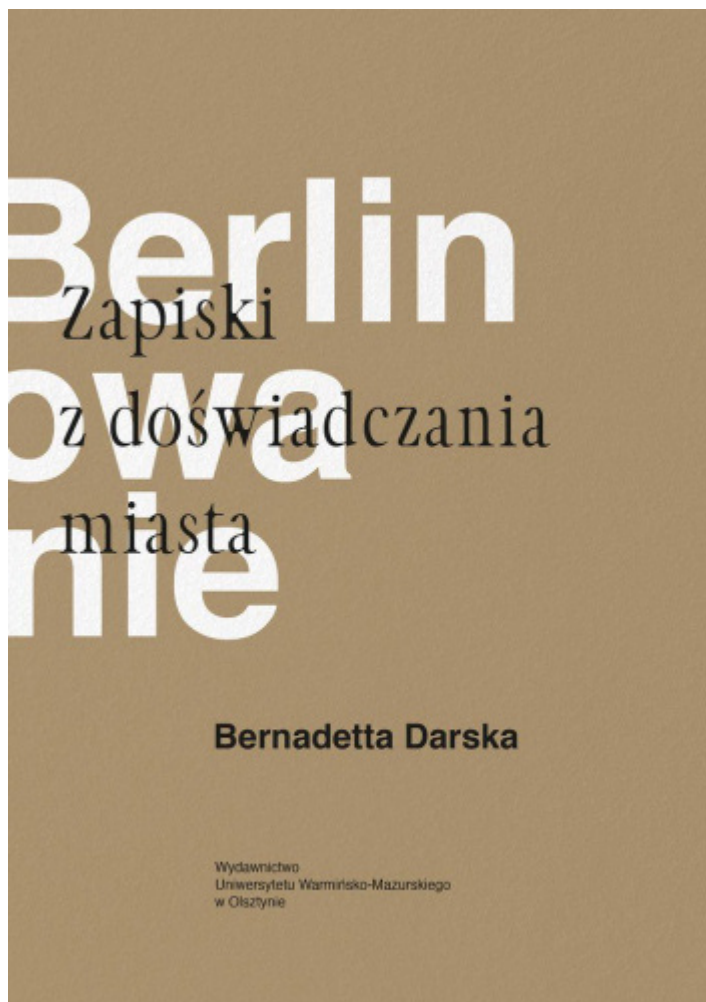
„Czas reportażu. O tym, co działo się wokół gatunku po 2010 roku” (dt. Die Zeit der Reportage. Über das, was sich um das Genre nach 2010 ereignet hat) erschien im Juni vergangenen Jahres im Universitätsverlag der Universität Ermland-Masuren in Olsztyn. Es sei ihr eine große Freude sowie eine Ehre und große Zufriedenheit, dass ihre wissenschaftliche Arbeit Anerkennung gefunden habe, sagte die Universitätsprofessorin Darska.

Die Forscherin vom Institut für Journalismus und Soziale Kommunikation der Universität Ermland-Masuren in Olsztyn erhielt den Preis pünktlich zum Weltfrauentag am 8. März auf der Posener Buchmesse. Darska zieht aus der Auszeichnung eine gewisse Schlussfolgerung: „Dass ausgerechnet mein Buch diesen Preis erhielt zeigt, dass die Betrachtung der Gegenwart, die Untersu-

chung dessen, was mit der Reportage geschieht, dessen, was an der Schnittstelle von Medien und Literatur passiert, dessen, was die Position der Reporter beeinflusst, dessen, was die Veränderungen in der Funktionsweise des Genres bewirkt, und dessen, was letztendlich die Regeln des literarischen Lebens in Polen entscheidend verändert, etwas ist, das das Interesse der Jury geweckt hat.“

„Die Zeit der Reportage. Über das, was sich um das Genre nach 2010 ereignet hat“ ist Darskas bereits das vierte Buch über das Genre. Das vorherige Buch – „Junge Leute und Fakten. Notizen zu Reportagen der Achtzigerjahrgänge“ – bezog sich auf die im Titel genannten Achtzigerjahrgänge und nahm die jüngste Generation von Reportern unter die Lupe. Danach entschied sich die Autorin, einen breiteren Blick zu werfen und eine Art Karte der Phänomene zu erstellen, die die Konjunktur für Reportagen ausmachten. Eine ihrer Thesen besagt, dass daran, dass wir es mit der Zeit der Reportage zu tun haben, arbeiten auch die Reporter selbst sehr stark, indem sie um sich herum eine institutionalisierte Welt schaffen – ziemlich introvertiert und selbstgenügsam. In dem letzten Jahrzehnt konnte man außerdem sehen, wie neue Medien die Welt der Reportage dominierten und wie sie das Interesse daran beeinflussten. Darska hofft dabei, dass ihr Buch auch Interesse dieser weckt, die über das Genre „Reportage“ kritisch diskutieren möchten: „Ich hoffe, dass dieser Preis auch eine gute Gelegenheit zur Förderung der Reportage sein wird. Aber nicht nur eine Förderung, die den seit über einem Jahrzehnt sichtbaren Trend zur Reportage aufrechterhält, sondern vielmehr, dass sie ein Vorwand sein wird, über die Gegenwart zu diskutieren und sich über die verschiedenen Facetten der Reportage zu streiten.“ Das hält Darska für wichtig“.

Es ist nicht ihre erste Auszeichnung auf der Posener Buchmesse. Im vergangenen Jahr wurde ihr Buch „Berlinowanie. Zapiski z doświadczenia miasta“ (dt. Berlibummeln. Notizen von dem Er-fahren einer Stadt) im Wettbewerb um das Beste Sachbuch für den Preis des Stadtpräsidenten von Posen ausgezeichnet.



Wie wunderschön ist Masuren!

Grzegorz Supady

An einem trüben Freitagabend zappte ich mich durch die deutschsprachigen Kanäle, um etwas Geeignetes für mich zu finden. Da fiel mein Blick auf eine Sendung aus der Reihe „Wunderschön“, die dem polnischen Hochgebirge sowie Krakau gewidmet war.

Die ändert halbstündige Sendung sah ich mir dann mit viel Vergnügen an, zumal die wirklich atemberaubenden Landschaften der Hohen Tatra sowie das unnachahmliche Flair Krakaus schon immer einen enormen Eindruck auf mich machten. Auch die vom Fernsehmoderator Ramon Babazadeh ausgewählten Gesprächspartnerinnen und -partner manch eine wertvolle Bemerkung zu bieten hatten. Was dabei auffallend war: fast alle gehörten zu denjenigen, die der deutschen Sprache mächtig waren.

Nach Sendeschluss kam mir die Idee in den Sinn, einen ähnlichen Film über Ermland und Masuren abzurufen. Ich war mir nämlich nahezu mehr als sicher, dass es ihn bestimmt geben wurde.

Ich täuschte mich kaum: 2022 wurde tatsächlich ein solcher Landeskundefilm gedreht. Bald stellte sich noch heraus, dass „Masuren – Polens Seenparadies“ manchen Einheimischen sogar gut bekannt ist. Wie dem auch sei, auf dem YouTube-Kanal konnte auch ich ihn genießen. Über dies fasste ich noch den Entschluss, meinen Studentinnen und Studenten gerade dieses Video zu zeigen. Und obwohl nicht alle von ihnen über ausreichende Deutschkenntnisse verfügen, verfolgten sie dessen Inhalt mit viel Interesse, was mir

eine zusätzliche Freude machte.

Im Unterschied zur Krakau-Ausgabe der ARD-Serie „Wunderschon“ war es diesmal mir von den „Tagesthemen“ und anderen Nachrichtensendungen bekannte Moderatorin Judith Rakers, die sich aus Hamburg nach Nordostpolen begab, um einige Sehenswürdigkeiten der seenreichen Region vorzustellen. Begonnen hat ihre Reise in Krutinnen (es hätte wohl nicht anders sein können!) mit einer Kajakfahrt, bei der sie von Łukasz Polubiński, einem deutschsprachigen Reiseleiter, begleitet wurde.

Die anderen Etappen waren: Nikolaiken, die Johannisburger Heide, Kadzidlowen, Lötzen, Heiligelinde, Steinort, der Oberländische Kanal und Allenstein. Ich führe hier die deutschsprachigen Ortsnamen an, obwohl diese im Film eigentlich nicht vorkommen. Die Filmemacher entschieden sich nämlich nur für die polnischsprachigen Bezeichnungen, auch wenn sie stets solche Begriffe wie die „Johannisburger Heide“ und „Masuren“ (bzw. „die Masuren“) gebrauchten. Daraus resultieren allerdings gewisse Missverständnisse, denn die Landschaft heißt doch „Masuren“, ihre Bewohner nennt man hingegen „die Masuren“ (die Masurinnen natürlich inklusive!).

Olsztyn wurde als „Masurens Hauptstadt“ eingeblendet, was offensichtlich als ein typischer Schulfehler gilt.

Was aber doch von der Bedeutung dieser Filmproduktion zeugt, sind die meistens sehr redegewandten und sachkundigen Gesprächsteilnehmer von Judith Rakers.

Mich beeindruckte in erster Linie Krzysztof Worobiec, dessen Lebenswerk seinesgleichen sucht. Dank seinem enormen Engagement kann sich heutzutage jeder Interessierte mit dem früheren

Leben der masurischen Bevölkerung vertraut machen. Er war es nämlich, der zahlreiche Artefakte „aus alter Zeit“ vor dem Vergessen gerettet hatte. Während ihres Besuchs wurde die deutsche Moderatorin von Worobiec zu einem fast vollends verschwundenen masurischen Dorf sowie zu einem benachbarten Waldfriedhof gebracht. Beim Betrachten der zum Teil bemoosten Gräber fragte Rakers Worobiec danach, wieso dieser sich so mit Leib und Seele für all die masurischen Angelegenheiten einsetze. Der Aktivist begründete seine Unternehmungslust folgendermaßen: Seine Vorfahren hätten in der heutigen Ukraine gelebt und er wisse davon, dass ihre Grabstätten oft nicht mehr auf findbare Weise sehr verwahrlost seien. Er wollte zumindest das masurische Erbe bewahren, wenn das Schicksal es so wollte und ihn samt seinen Familienangehörigen nach Masuren verschlagen habe. Worobiec` Einstellung finde ich für sehr nachahmenswert. Seine Verdienste wurden übrigens unter anderem durch die wohlwollenden Internet-Einträge derjenigen gewürdigt, die den Film gesehen hätten.

Besonders aufschlussreich und sachkundig erwies sich auch das Gespräch mit Professor Wolfram Jäger, einem deutschen Ingenieur und Hochschullehrer, der seit Jahren um Erhalt und Sanierung der weitläufigen und sehr heruntergekommenen Schlossanlage in Steinort engagiert ist. Spannend waren nicht nur seine Ausführungen zur Baugeschichte des Schlosses, sondern auch seiner Erzählung vom letzten Schlossherrn, Heinrich Graf von Lehndorff. Ich gestatte es mir nun, diese Geschichte anhand einer Online-Quelle noch einmal in Erinnerung zu bringen:

Die Familiengeschichte der Lehndorffs erlitt mit dem missglückten Anschlag auf Hitler am 20. Juli 1944 einen tragischen Bruch.

Denn Graf Heinrich v. Lehndorff, der Schloss und Gut 1936 übernommen hatte, war an der Vorbereitung des Attentats auf Adolf Hitler beteiligt. Er sollte die Amtsgeschäfte in Königsberg übernehmen. Seine Frau Gottliebe wusste von den Aktivitäten ihres Mannes und war eingeweiht. Heinrich Graf Lehndorff hatte sich früh dem militärischen Widerstand angeschlossen, nachdem er im Oktober 1941 die Gräueltaten der SS bei einem Massaker an 7000 Juden in Borissow miterleben musste. Schloss Steinort war 1941 Wohnsitz des damaligen deutschen Außenministers Joachim von Ribbentrop geworden. Er hatte – wegen der Nähe zur Wolfsschanze – den Westflügel des Schlosses zum Wohnsitz ausgewählt und lebte nunmehr Seite an Seite mit Familie Lehndorff. Er verehrte Gottliebe Gräfin v. Lehndorff und die Kinder sehr. Die Grünen-Politikerin Antje Vollmer hat dieses gefährliche „Doppelleben“ im gleichnamigen Buch beschrieben und ihm ein Denkmal gesetzt. (nach: <https://www.deutsches-adelsblatt.de/index.php/inhalte/titelthema/14-inhalte/titelthema/55-steinort>, Zugriff: 06.02.2025).

Die masurische „Wunderschön“-Tour endete im ermländischen Olsztyn, das als eine moderne Großstadt mit vielen Attraktionen präsentiert wurde. Eine längere Zeit verbrachte Rakers im Umkreis von zwei polnischen Studenten und einer deutschen Volontärin. Die Gastgeber luden die Journalistin in eine auf dem Campus-Gelände befindliche Studenten-Bar ein, deren Name ausgerechnet Sznaps“ lautet. Anfänglich traute die Eingeladene ihren Augen nicht und vergewisserte sich sogar, ob es tatsächlich eine Anspielung auf das deutsche Wort „Schnaps“ sei. Im Gegenzug erhielt sie von einem sehr gut sprechen Studenten eine Bestätigung, der im Nachhinein eine Erläuterung über die polnische Trinkkultur folgte. Einer der

studentischen Gastgeber verriet Rakers weiterhin Folgendes: das oft mit Schnaps in Verbindung gebrachte Wort „Gurke“ sei eine Entlehnung aus dem Polnischen. Nachdem ihr ein Glas Schnaps angeboten worden war, reagierte sie etwas verdutzt und stellte nur fest: sie hätte erwartet, an einer Uni eher intellektuelle Gespräche zu führen. Naja, die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen.

Abschließend seien zumindest kurz noch andere Protagonisten erwähnt: Katarzyna Fichtner und ihr deutscher Mann Hendrick, die Yachts und Hausboote in Lötzen (Giżycko) verleihen, Maciej Domański von der Forstverwaltung, für den keine Pilzsorte der Johannisburger Heide unbekannt bleibt, Waldemar Bzura, der auch in Rentenalter gerne Natur (Schwerpunkt: Elch!) fotografiert, Mirosław Gworek, ein Koch und Kochbuchautor, der am Spirding-See ein Restaurant besitzt, Konrad Nakielski, der Reiseführer und Hobbybiker ist, Krzysztof Wittbrodt, Leiter des Masurischen Landschaftsparks, schließlich Paweł Pakuła, der auf dem Allensteiner Markt Veröffentlichungen jeglicher Art zur einheimischen Landeskunde vertreibt.

In Nikolaiken begegnete Rakers einem namentlich nicht genannten Klavierspieler, der ihr gleich nach ihrer Ankunft vorschlug, ein Musikstück aus dem Stegreif vorzuspielen. Die Moderatorin setzte sich etwas unsicher ans Klavier und bald ertönten schon einige Sätze einer berühmten Melodie, die mich folglich um meine Ruhe brachten, da ich anfänglich nicht wusste, um was fuhr ein Musikstück es sich handelte. Erst nach gewisser Zeit konnte ich es mit vergewissern, dass es Richard Claydermans „Ballade pour Adeline“ war.

Diese Szene vergegenwärtigte mir auch die Tatsache, auf welche Art und Weise Programme dieser Art eine große Anziehungskraft ausüben können. Also: man muss möglichst nah dran an den Gehehnissen sein: zum Beispiel etwas „on demand“ vorspielen, in eiskaltem Wasser schwimmen können, surfen, tauchen, Ski springen oder sich mit dem Fallschirm in eine Schlucht stürzen, sich verkleiden usw.

Alles nach dem Motto: möglichst authentisch und lebensnah wirken. Nun, rufen auch Sie „Masuren – Polens Seenparadies“ ab. Es lohnt sich, auch wenn dies und jenes darin einer kleinen Korrektur bedarf.

Stefan Pioskowik

Nach all den Jahren
Bin ich mir im Klaren
Sie waren alle verloren
Ich bin erst jetzt geboren

Zu spät beinah
Aber es geschah
Zur Welt ich kam
Nicht mehr einsam

Ich in ihr lebe
Mit dir ich erlebe
Jeden Tag jede Nacht
Dieser Gefühle Allmacht

Ich phantasiere
Meine Zeit nicht verliere
Davon mache ich Gebrauch
Und träume und sehne mich auch

Ach
Wonach
Deine Gestalt
Lässt mich nicht kalt

Es geht schon so lange
Um mein Glück ich nicht bange
Ich lasse meinen Gefühlen freien Lauf
Deine und meine Umstände nehme ich in Kauf

Januar 2025

Günter Schiwy und seine Märchen für Erwachsene

Märchen, Sagen und Legenden sind Quellen und Wege zum Ursprung einer Volksgruppe und damit zu ihrer Zugehörigkeit. Gleichzeitig sind es Wurzeln der Wirklichkeit, wie es einst war. So vermitteln uns diese Erzählungen grundlegende Einsichten und Verhaltensweisen unserer Vorfahren. Deshalb haben Märchen schon immer die Menschen in ihren Bann gezogen, sie gefesselt und begeistert, ganz gleich, ob es Kinder oder Erwachsene waren. Sie sind ein Kleinod der Vergangenheit!

Bereits im Altertum, als die Menschen noch nicht lesen und schreiben konnten, sind Märchen und Sagen von Mund zu Mund als Erzählgut weitergegeben worden. Es sind Geschichten, die aus Konflikten — welcher Art auch immer — nach glücklichen Lösungen suchen und somit dem Wunschdenken der Menschen entsprechen. Dabei wird die Phantasie angeregt. Der Erzähler bedient sich einer bildhaften Sprache! Er verzaubert die Zuhörer, indem er sie in eine fiktive Märchenwelt entführt. Sie bringt die Seele zum Schweigen und Schwingen, fördert aber gleichzeitig die Entfaltung des eigenen Ichs.

Die alten Volksmärchen versetzen uns Erwachsene in eine Welt des Magischen, des Übersinnlichen, weil sie volkstumsmäßig und landschaftsbezogen entstanden sind. Märchen, Sagen und Legenden gehören zum festen Kulturgut einer Region, weil sie die Seele betreffen und untrennbar zur menschlichen Existenz gehören.. Wer von uns erinnert sich denn nicht der großmütterlichen Erzählungen am heimeligen Kachelofen in unserer masurischen Heimat? Diese Ereignisse betrafen den familiären, nachbarschaftlichen und dörflichen Bereich, die einen geschichtlichen und damit volkskundlichen Hintergrund haben. Märchen, Sagen und Legenden sind Begegnungen mit Menschen, Tieren, Pflanzen oder Gegenständen, die sich wirklich oder ähnlich in einer mystischen, verzauberten

Welt abgespielt oder zugetragen haben.

Bei den märchenhaften Erzählungen wird die gleiche Geschichte je nach Region und Phantasie unterschiedlich ausfallen, weil sie je nach Stimmung und Einstellung anders erzählt, aber auch vom Zuhörer anders aufgenommen wird. Denn jede Geschichte unterscheidet sich in ihren Motiven, Themen, aber auch Sichtweisen. Auf alle Fälle ist es immer eine andere Welt, in die wir geführt werden. Es kommt dabei entscheidend auf die persönliche Deutung und Beteiligung an.

Masurische Volkskunde und Mythologie werden in der Regel immer als erzählende Überlieferungen der Vorfahren dargestellt, wie sie lebten, dachten und empfanden. Sie beginnen mit den Altpreußen und setzen sich fort über die Preußen, zu den Deutschen und Masowiern, Kurpep, und Polen, wobei es in den Grenzlandregionen zu Überschneidungen des Kulturgutes kommen wird.

Es sind Aussagen über etwas Gewesenes, an dem wir Erwachsenen Anteil nehmen sollten, weil es unsere eigene Geschichte ist, die ihren Ablauf und ihre Vergangenheit hat. Dabei wird uns ein Spiegel vorgehalten, der nach Stimmung und Empfinden von dem einzelnen Betrachter unterschiedlich gesehen und gedeutet wird!

Meine masurischen Märchen, Sagen und Legenden spielen sich in unserem Dorf Kreuzofen und seiner engen Umgebung ab. Es sind Erzählungen meiner Großmutter Sayk und Mutter. Sie wussten uns fünf Kindern im Winter am warmen Kachelofen vom Mystischen, Geheimnisvollen und oft auch Unheimlichen zu erzählen. Wir saßen oder lagen im Wohnzimmer auf den Holzdielen, die mit masurischen Fleckerlteppichen ausgelegt waren. Wenn das lange Ofenholz verbrannt war, öffnete man die Ofentür, so dass die glutroten Holzkohlen einen eigenartigen rötlichen Feuerschein auf die gegenüberliegende Stubenwand warfen. Darin erkannten wir Kinder Figuren und Ornamente der Verschiedensten Formen. Es begann die kindliche Geisterstunde!

Ich danke dir für deine Zeit!
Günter Schiwys Lieblingsmärchen für Erwachsene

Meine Großmutter Sayk ging viel in den Kreuzofener Forst, um Pilze und Beeren zu sammeln. Sie kannte sich in den Jagen gut aus, wo die besten von ihnen wuchsen. Mir als Enkel verriet sie diese Stellen. Oft krochen wir beim Pilzesammeln fast in gebückter Stellung auf den Knien am Waldboden. Dann plötzlich fanden wir ganze Pilzkolonien von Stein-, Birkenpilzen, Pfifferlingen, Grünlingen und Reizkern. Oma hob oft das Moos an. Und siehe da: Die Pilze standen wie die Zinnsoldaten zum Abernten bereit. Bald war der Weidenkorb voll. Und Großmutter war über ihre Waldkenntnisse stolz. Die größten und schönsten Pilze zierten den oberen Rand des Korbes.

Da meine Großmutter für ihr Alter noch gut auf den Beinen war, ging sie recht flott und schnell. Dafür war sie im Dorf bekannt. Sie erzählte uns fünf Enkelkindern eines Abends auf der Hausveranda folgende Begebenheit:

Oma kommt mit einem vollen Korb Pilze spät am Abend ins Dorf. Sie war in das Pilzesammeln so vertieft, dass sie im Walde gar nicht merkte, dass es langsam dunkel wurde und die Schummerstunde begann.

Als sie auf Smollak an den Feldern von Dopatka und Bialowons vorbeikommt, trifft sie auf einen Gnom oder Kobold, der ihr über den Weg läuft und sie anspricht. Da meine Großmutter gut zu Fuß war, konnte ihr der Gnom mit seinen kleinen Füßen nicht so schnell folgen. Deshalb bat er sie, stehen zu bleiben. Er hätte ihr eine Botschaft mitzuteilen.

Meine Großmutter, die nicht unhöflich sein wollte, blieb auf dem Feldweg stehen, obgleich sie sich ängstigte. Der Kobold sagte zu ihr folgendes: „Liebe Frau Sayk, ich sehe, dass Sie nicht eine der Langsamen sind. Immer sind Sie in Eile! Viele hasten an mir vorbei wie Sie heute. Sie werfen mir noch nicht einmal einen flüchtigen Blick zu. Doch allen gebe

ich eine Botschaft mit auf den Weg und diese heißt: Mensch denke bitte daran, du hast genug Zeit: Zeit für dich, für mich, für die Mitmenschen und auch für Gott! Deshalb danke für dieses Geschenk. Es ist eine Gnade, dass du mit ihr dein Leben verwirklichen kannst. Du alleine hältst sie in deinen Händen! Tue etwas Gutes in deiner Zeit, ohne Vorurteil und ohne Angst. Warum beklagt Ihr Menschen euch immer: Ich habe keine Zeit. Jeder von uns hat vierundzwanzig Stunden am Tage zur Verfügung. Folglich müssten doch alle Zeit füreinander haben. Warum steht ihr ständig im Zeitzwang und Zeitdruck? Ob wir Zeit oder keine Zeit haben, kommt schließlich auf die Art und Weise an, wie wir leben, wofür wir uns entscheiden.

Der Mensch könnte Zeit gewinnen, wenn er anspruchsloser leben würde, wenn er den Mut zum Weglassen hätte. Es kommt im Leben darauf an, ob wir unsere Zeit sinnvoll nutzen, sie nicht vergeuden. Dabei ist das richtige, wichtige und notwendige Tun von größter Bedeutung, wobei der wichtigste Augenblick immer der gegenwärtige ist, etwas Gutes getan zu haben. Was treibt uns zur Hektik? Warum hetzen wir uns so ab? Warum haben wir so wenig Zeit füreinander, du für mich und ich für dich? Warum leiden wir unter dem Zeitdruck? Wollen wir nicht mit dem Satz: „ich habe keine Zeit“ bekunden, wie wichtig und tüchtig wir sind? Denn wer Zeit für sich selbst gewonnen hat und sie sich lässt, der findet auch immer Zeit für andre. Mensch bedenke: Dein Leben ist kurz und vor allem unberechenbar. Deshalb lass dir Zeit. Deine Zeit ist ein dir selbst anvertrautes Gut. Sie alleine liegt in Gottes Hand.

Und deshalb danke ich dir — Frau Sayk — dass du dir die Zeit nimmst, mir zuzuhören, meinen Gedanken zu folgen, ohne gleich — wie vorhin — wieder abzuschalten! Ich danke dir auch dafür, dass ich vor dir laut denken und sprechen darf, denn ich weiß: Du verstehst, was ich meine, auch ohne große Worte! Ich danke dir nochmals für deine Zeit — Mutter Sayk — die du mir schenkst, denn sie ist ein Stück von dir und deinem Leben.“

Schlittschuhlauf zum Eisfischen

Siegfried Burghardt

„Heute ist auf dem Rheinswein-See Eisfischen“, erfuhr ich von meiner Mutter an einem sonnigen aber windigen Wintertag. Dann reichte sie mir einen Rucksack und einen Leinenbeutel mit den Worten:

„Kaufe so viele Fische wie du im Rucksack tragen kannst. Deine beiden Kumpel Rolf und Gerd kommen bestimmt gern mit. Auf euren Schlittschuhen seid ihr ja schnell in Rheinswein“, ergänzte sie ihren Auftrag.

Mit Proviant im Rucksack machte ich mich auf den Weg zu meinen beiden Freunden. Ich konnte Gerd und Rolf ohne Überredungskünste für den Fischfang-Ausflug begeistern. Warm eingemummelt und die Schlittschuhe geschultert begaben wir uns auf den Weg zum See. Gerd nahm eine große, alte Ledertasche mit, die mit einem Riemen über seiner Schulter hing. Rolf trug wie ich auch einen Rucksack. Schnellen Schrittes erreichten wir bald die schilffreie Bucht, die uns im Sommer als Freibad diente. Der Blick über den See zum gegenüber liegenden rheinsweiner Ufer war beeindruckend. Auf der riesigen, spiegelglatten Eisfläche lagerten schneebedeckte Stellen als helle Tupfer. Die Sonnenstrahlen verliehen den Schneeflächen einen rötlichen Schimmer und dem Eis einen zauberhaften Glanz.

„Schlittschuhe an, auf geht's!“ drängte Rolf seine Freunde zum Aufbruch. Alle liefen gut und gern Schlittschuh. Vorsichtig gewöhnten wir uns an den neuen Bewegungs-Rhythmus und verließen langsam die Bucht. „Nicht auseinanderdriften! Wir bleiben zusammen.“ gab ich allen mit auf den Weg. Nun ging es hinaus auf die glänzende Fläche. Wie ein Startschussertönte plötzlich ein starkes Krachen. Das donnernde Getöse jagte uns keinen Schrecken ein. Wir kannten solche Geräusche, wenn sich bei starkem Frost das Bersten im Eis bemerkbar machte. Es war eine wahre Wonne, in sportlicher Manier über das Eis zu gleiten. Trotz der

extremen Kälte froren wir nicht. Wir hatten Rückenwind. Als wir unsere Winterjacken mit den Armen ausbreiteten, glitten wir in Windeseile dahin. Wie bei einem Segelboot vom Winde getrieben hatte ich das Gefühl, über dem Eis zu schweben. „Achtet auf die Eishaufen, die ihr stellenweise sehen könnt!“ warnte Rolf, „die Fischer haben dort Löcher in das Eis gehauen.“ Es machte uns keine Mühe, den Gefahrenstellen auszuweichen. Als wir an einem Loch anhielten, um hineinzuschauen, staunten wir über die Dicke des Eises, die etwa einen halben Meter betrug. Ich konnte es mir nicht verkneifen, den Lochdurchmesser im Hinblick auf seine Gefährlichkeit zu begutachten: „Die Löcher sind für Gerd sehr gefährlich. Der schmale Hering rutscht da glatt durch. Für Rolf besteht aber keine Gefahr, der Prömmel bleibt garantiert stecken.“

Es dauerte nicht lange, da sausten wir an der bewaldeten Insel vorbei. Allmählich näherten wir uns dem Uferbereich von Rheinswein. Schon aus der Ferne war erkennbar, dass das Eisfischen zahlreiche Menschen angelockt hatte.

Bei der Ankunft war es für uns nicht ganz einfach, sich zu orientieren. Es herrschte eine verwirrende Betriebsamkeit wie auf einem überfüllten Marktplatz. Gerd staunte: „Die Menschen, Pferde und Schlitten sind ja alle auf dem Eis. Ist man überhaupt sicher, dass das Eis hält?“ „Ganz sicher“ beruhigten wir ihn mit den Worten: „Eine über einen halben Meter dicke Eisdecke hat eine große Tragkraft.“

Den Beweis lieferten die Kastenschlitten der Händler, die mit großen Fässern beladen waren. Die Rücken der Pferde waren mit wärmenden Decken geschützt. Die meisten Personen erschienen mit Eimern. Einige wollten vermutlich nur ein Spektakel erleben. Die Fischer machten sich an einigen Löchern zu schaffen. Zwischen zwei größeren Öffnungen, die ziemlich weit voneinander entfernt waren, befanden sich in bestimmten Abständen noch kleinere Lö-

cher, die die Fischer *Wuhnen* nannten. Einer arbeitete noch an einer Wuhne mit der Spitzhacke. Andere hantierten mit einer langen Stange, an der sich eine Zugleine befand. Das Netz lag bereits seit einiger Zeit im Wasser, nach mühsamer Arbeit, es unter dem Eis mit Hilfe von Stangen und Zugseilen zu spannen. Die Hauptarbeit erfolgte nun am zweiten großen Loch, an dem sich die Menschen versammelten. Mit einer Winde wurde das Netz vorwärts geschleppt, bis die beiden Enden auftauchten. Anschließend packten alle Fischer an und holten mit bloßen Händen das Netz herauf. Schließlich erschienen die ersten Fische, die sich in den Maschen des Netzes verfangen hatten. Ihre Anzahl nahm laufend zu. Mit Spannung verfolgten Fischer und Zuschauer, wie sie auf das Eis geschleudert wurden. Dann wurde das letzte sackförmige Ende des Netzes sichtbar und auf die Eisfläche gezogen. Der Sack war gut gefüllt mit vielen großen Fischen. Das Gewimmel und kraftvolle Emporschnellen der zahlreichen Süßwasserarten war für alle ein beeindruckendes Erlebnis.

Ohne Unterbrechung erfolgte anschließend die Vermarktung bzw. der Verkauf. Mit Keschern füllten die Fischer die Fässer der Händler.

Wir drei Freunde reihten uns in eine Schlange von Personen ein, die kleine Mengen kaufen wollten. Mittlere und kleine Fische waren bereits in einem wannenförmigen Gefäß eingesammelt, das nahe einer Balkenwaage stand. Zwei Fischer füllten die mitgebrachten Gefäße bzw. Beutel und verkauften die nach Luft japsenden Fische nach Gewicht. Besondere Wünsche hatten wir drei nicht, so dass wir ein buntes Artengemisch erhielten. Es berührte die Menschen wenig, dass die Fische noch lebten und zappelten. Der Fischmarkt auf dem See faszinierte uns Jungen so sehr, dass

wir beschlossen, noch eine Weile dort zu bleiben. Wir fanden es höchst amüsant, wenn die Fischer und die Händler um die Preise feilschten. Dabei erfuhren wir auch die Namen einiger Fischarten. Langsam wurde es Zeit, den Heimweg anzutreten. Mit Schlüssel und Riemen wurden die Schlittschuhe wieder angeschnallt. Schon beim Start blies uns der eiskalte Gegenwind ins Gesicht.

Rolf verdeutlichte die Situation: „Das mühelose Gleiten ist jetzt nicht mehr möglich. Wir müssen alle Kraft daransetzen, um voranzukommen“. Wir kamen nur mühsam in Gang. Die Last der Fische erschwerte zusätzlich das Laufen. Während Rolf und ich mit unseren festsitzenden Rucksäcken allmählich Fahrt aufnahmen, hatte Gerd mit seiner schwingenden Hängetasche große Mühe. Obwohl wir beide ihre Geschwindigkeit drosselten, um Gerd nicht abzuhängen, lief er stets hinterher. In seinem Bemühen, Anschluss zu halten, war er kräftemäßig überfordert. In der Nähe eines Loches stolperte er über ein loses Stück Eis und schlug lang hin. Die Tasche knallte wuchtig auf die Eisfläche. Dabei öffneten sie sich, und die Fische glitten über das Eis. Der größte unter ihnen zappelte noch und rutschte ins Loch hinein.

Rolf und ich eilten erschreckt herbei.

Gerd, der noch liegen blieb, beruhigte sofort seine Freunde mit den Worten: „Mir ist nichts passiert. Einem Fisch habe ich das Leben gerettet“. Er ist durchs Loch ins Wasser entwischt.“ Wir waren erleichtert. Ich schaute ins Loch, musterte Gerd und bemerkte ernsthaft: „Meine flapsige Aussage auf dem Hinweg, dass du durch das Loch passt, wäre fast bitterer Ernst geworden. Du liegst gefährlich nahe am Loch.“

Rolf half Gerd auf die Beine, und ich sammelte die Fische ein. Nun nahmen Rolf und ich unseren Freund händehaltend in die Mitte.

Der Wind wurde immer stärker. Gerd konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Schließlich musste er sich auf den Schultern seiner Kumpel abstützen, um überhaupt noch aufrecht laufen zu können.

Der Wucht einer Windböe konnten alle nicht widerstehen. Wir stürzten gemeinsam aufs Eis. Völlig aus der Puste blieben zunächst alle liegen. Bereits nach einer kurzen Ruhephase machte sich die Kälte bei mir unangenehm bemerkbar.

Ich erhob mich mühsam und mahnte: „Wir dürfen hier nicht allzu lange liegen bleiben, weil wir dann sehr schnell unterkühlen. Ich will hier nicht erfrieren“. Alle erhoben sich und wir setzten unseren Weg fort. Dabei mussten wir uns gegenseitig abstützen und zeitweise sogar auf allen Vieren kriechen, bevor wir den Uferbereich erreichten. Voller Freude erblickten wir in der Ferne einen Mann, der uns winkend entgegeneilte. An Land erkannten wir Rolfs Vater. Erregt und erleichtert gestand er: „Wegen des starken Windes haben wir uns große Sorgen um euch gemacht. Wir durften euch nicht losschicken. Jetzt aber schnell in die warme Stube.“

Überdreht und ein wenig stolz erzählten wir von unseren Erlebnissen. Die Eltern sollten den Eindruck bekommen, dass ihre Söhne die Tour auf dem See nicht als gefährliches Unternehmen empfanden, sondern es als großartiges Abenteuer genossen haben.

INHALT

- 3 559 Opfer von A-Z / w j. polskim strona 43
Uwe Hahnkamp
- 7 Die verschwiegene Geschichte des Zweiten Weltkrieges
- prezentacja książki w j. polskim -strona 46
- 10 Letzte Ferientage bei den Großeltern in Masuren
Siegfried Burghardt
- 18 „Masurische Storchenpost“ im Jahr 2024
Uwe Hahnkamp / w j polskim strona 48
- 22 Die Zeit der Reportage.
Arkadiusz Łuba
- 25 Wie wunderschön ist Masuren!
Grzegorz Supady
- 31 Stefan Pioskowik - Gedichte
- 32 Immaterielles Kulturerbe von Ermland und Masuren
Günter Schiwy und seine Märchen für Erwachsene
w j. polskim - strona 53
- 36 Schlittschuhlauf zum Eisfischen
Siegfried Burghardt

**Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder
und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers
für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden**

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich/Miesięcznik.

Bezug über/Kontakt: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost” (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDruk, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.

Olsztyn. Marsz Pamięci

559 ofiar od A-Z

W tym roku uczciliśmy 80-tą rocznicę zakończenia II wojny światowej. Dla Prus Wschodnich były to dni około 20 stycznia, kiedy Armia Czerwona wkroczyła do tego regionu; dni ucieczki i okrucieństw.

26 stycznia 2025 odbył się Olsztynie-Kortowie Marsz Pamięci grupy „Upamiętnienie Kortau”.

Inicjatorzy cichego i pokojowego marszu z grupy „Upamiętnienie Kortau” od kilku lat działają na rzecz uświadomienia władzom i studentom Uniwersytetu Warmińsko-Mazurskiego historii miejsca, w którym się znajdują. Kampus UWM, cieszy się w Polsce opinią najpiękniejszego w kraju, ale nie wszyscy wiedzą, że zlokalizowany jest na terenie dawnego Zakładu Medyczno-Opiekuńczego Prowincji Kortau, jak go oficjalnie nazywano. Zakład ten, w języku potocznym „szpital psychiatryczny”, był kiedyś samodzielny i znajdował się poza Olsztynem, dzisiejsze Kortowo wchodzi w skład miasta jako dzielnica.

Akcja T-4 i styczniowa masakra

Niewiele wiadomo o historycznym tle tego miejsca, a spora część studentów kończy UWM, nie mając o nim żadnej wiedzy. Przeciwdziała temu grupa „Upamiętnienie Kortau”; wydarzenie z 26 stycznia zorganizowane wspólnie ze stowarzyszeniem Wspólnota Kulturowa „Borussia” w Olsztynie.

W czasie katolickiej mszy na początku wydarzenia i przed rozpoczęciem marszu przypomniano, o kim trzeba było w tym dniu pamiętać. „Pamiętamy poległych akcji T-4, ofiary nieskoordynowanej ucieczki po wkroczeniu Armii Czerwonej oraz masakrę ostatnich pacjentów i personelu przez żołnierzy radzieckich pod-

czas likwidacji szpitala” – podsumował Michał Woźnica, rzecznik organizatorów.

Nazwa Akcja T-4 nawiązuje do systematycznego mordowania osób z niepełnosprawnością fizyczną, umysłową i emocjonalną, „niszczenia życia niegodnego życia” lub - bardziej eufemistycznie, „eutanzji” przez narodowych socjalistów w latach 1939–1941. Akcja została starannie przygotowana prawnie i propagandowo, a po 1941 roku jeszcze była kontynuowana, ale mniej systematycznie. Od października 1939r. szpitale psychiatryczne miały obowiązek zgłaszania informacji o niektórych pacjentach w formularzach rejestracyjnych do siedziby kampanii przy Tiergartenstrasse 4 w Berlinie (stąd T-4).

Odczytanie nazwisk i apel na pamiątkę

W działaniach tych wzięło udział także kierownictwo Zakładu w Kortau, skąd chorych i pacjentów transportowano do Soldau/Działdowa, gdzie ich zabijano. Według historyków nie udało się dotychczas jednoznacznie wyjaśnić, czy w samym Kortau dochodziło także do zabójstw.

„W przypadku niektórych pacjentów jako przyczynę śmierci podaje się „zawał serca”, co brzmi nieco podejrzanie” – podsumowuje swoje wątpliwości Michał Woźnica, ale ważne jest dla niego przede wszystkim przypomnienie imienne: **„w zbiorze R179 w Archiwum Państwowym w Berlinie znaleźliśmy nazwiska 559 ofiar różnych narodowości i różnych wyznań”**.

Dlatego też ważne było dla organizatorów, aby 26 stycznia w obchodach upamiętniających uczestniczyły wszystkie narody i wyznania, w ciszy, bez transparentów, bez flag, tylko pod znakiem Czerwonego Krzyża, który zlekceważyli żołnierze radzieccy podczas ataku na szpital w Kortau w styczniu 1945r.

Podczas wspólnego marszu odczytano nazwiska ofiar, od Emmy Albrecht po Paula Zweifera, a wszystkie ofiary uczczono w ekuumenicznym nabożeństwie w lapidarium utworzonym w 1997 roku. Marsz zakończył się pod zachowaną do dziś willą dyrektora szpi-

tała w Kortau. On także brał udział w akcji T-4 i sam był ofiarą pod koniec wojny.

Tam organizatorzy odczytali swój manifest i apel do władz UWM o imienną pamięć wymienionych zmarłych oraz o wzięcie udziału w zajmowaniu historii miejsca, w którym działa UWM.

Szkoda tylko, że do Kortowa wprawdzie trafiło kilka przedstawicieli samorządu, ale ani jeden reprezentant uczelni.

Tekst: Uwe Hahnkamp

80. rocznica zakończenia II wojny światowej

Otrzymałmśmy książkę autorstwa i wydawcy Ulricha Raschkowskiego, naszego długoletniego czytelnika.

Tytuł oryginału:

„Kurt Georg Vogt

1912 – 1941

Opfer der „Euthanasie”/Ofiara eutanazji

(Verlag/Wydawnictwo: Ph.C.W. Schmidt, Neustadt an der Aisch, 2021)

Praca nad książką trwała kilkadziesiąt lat. Książka przedstawia w świetle licznych dokumentów losy ludzi chorych i kalekich. Jednym z nich był bliski krewny autora.

Bohater książki, Paul Vogt, (urodzony w roku 1912 w Królewcu) spędził prawie 17 lat swego życia w różnych ośrodkach opiekuńczych.

Od dzieciństwa chorował na padaczkę. Kiedy jego stan zdrowia pogorszył się tak bardzo, że wymagał całodobowej opieki – został oddany do Zakładu Opiekuńczego prowadzonego przez Kościół Ewangelicko-Augsburski w Karolewie koło Kętrzyna.

Według danych niemieckich w 25-lecie (w 1907 roku) założenia Zakładu w Karolewie było 1500 podopiecznych, w tym 800 osób chorych na padaczkę (epilepsję). Chorymi opiekowało się 150 diakonów i diakonis.

W roku 1940 ów zakład został zlikwidowany. Obłożnie chorych uśmiercono za pomocą zastrzyków (eutanazja), a pozostałych wywieziono do Kortowa w Olsztynie.

Następnie z Kortowa przewieziono wybranych pacjentów do różnych ośrodków, Kurt Vogt trafił do ośrodka w zamku w Pirna-Sonnenstein koło Drezna, gdzie 4. sierpnia 1941 został zabity w komorze gazowej.

Od początku 1940 do końca czerwca 1942 część zamku została przeznaczona na miejsce zagłady. Komora gazowa i krematorium zostały zainstalowane w piwnicy budynku C 16 w byłych męskich sanitariatach. Od końca czerwca 1940 do września 1942 zostało zabitych w efekcie trwania *Akcji T4*: 13 720 osób.

Jedną z ofiar był Kurt Vogt.

Ta książka poświęcona jest pamięci Kurta Vogta i ofiar „sanatoriów i domów opieki” w dawnych Prusach Wschodnich.

Książka powinna skłonić nas do głębokiej refleksji.

Książkę nie sposób opowiedzieć, trzeba ją przeczytać.

B.W.

*„Masurische Storchenpost”/Mazurska Poczta Bociania
w roku 2024
– najważniejsze artykuły*

Od redakcji:

„Masurische Storchenpost” ma już 34 lata. Jest miesięcznikiem niemieckojęzycznym, wydawanym przez Stowarzyszenie Mazurskie.

O czym piszemy w naszym miesięczniku? Piszemy o historii regionu, o literaturze, prezentujemy współczesnych pisarzy i ich książki, przedstawiamy wspólne polsko-niemieckie imprezy kulturalne, zachęcamy do czytania poezji, informujemy o aktywności innych stowarzyszeń mniejszości niemieckiej na Warmii i Mazurach.

Na naszej dwujęzycznej stronie internetowej stronie ukazały się niektóre artykuły w tłumaczeniu na język polski

Poniżej publikowany tekst jest subiektywną oceną naszego czytelnika.

**Od wyjazdu w nieznaną
do Bożego Narodzenia w wielkim mieście
Tucholskiego**

Podczas warsztatów adwentowych „Betlejem Narodów” w Lidzbarku Warmińskim, w których w grudniu ubiegłego roku wzięła udział młodzież z mniejszości niemieckiej i ukraińskiej oraz większości polskiej, postacie z bajek przemierzały fikcyjny świat, w którym nie mogły już odnaleźć drogi powrotnej do książek, stały się więc bezdomne – bo ludzie czytają coraz mniej książek.

To przypomnienie faktu, któremu „Mazurska Poczta Bociania” chciała przeciwdziałać i przeciwdziała w swoim obecnym wydaniu z 2024r.

Na skrzydłach poezji przez codzienne życie roku – to był pomysł na ubiegły rok. Na przykład z wierszami Stefana Pioskowika, Gerda O.E. Sattler, ale także z tekstami prozy np. Arno Surminkiego, Güntera Schiwy’ego, czy Siegfrieda Burghardta czy, którzy już często publikowali w „Mazurskiej Poczcie Bociania”. Do tego tematu należy również relacja z konkursu literackiego w Ełku, poświęconego Siegfriedowi Lenzowi.

Tekstem „Wyjazd w nieznaną” – i to nawet jako pierwszy ze wszystkich – rozpoczęła się już w styczniu 2024r. seria kilku artykułów na przestrzeni roku autorstwa Siegfrieda Burghardta, w których pojawiają się wspomnienia nie tylko o ucieczce, ale także o codziennych tematach. Reinhard Donder poświęcił kilka tekstów ludziom znanym w świecie nauki i kultury, pochodzącym z Ełku.. Temat ucieczki ludności rodzimej w roku 1944-1945 pojawia się wielokrotnie na łamach pisma. Przykładem może być Dziennik Emmy Donder o rocznej tułaczce z czworgiem dzieci. „Mazurska Poczta Bociania” traktowała także o obyczajach i naturze. Latem na przykład ukazywały się artykuły o Nocy Świętojańskiej, a w innym numerze ukazano mity i legendy o żabach, kojarzonych nielusnie tylko z pokarmem bocianów. W tym miejscu chcielibyśmy zwrócić szczególną uwagę na współredaktorkę „Mazurskiej Poczty Bociana” – Ewę Dulną, która swoimi doskonałymi zdjęciami wnosi znaczący wkład w atrakcyjny wygląd miesięcznika.

Grzegorz Supady, stały autor „Mazurskiej Poczty Bociania”, w jednym ze swoich tekstów zajął się natomiast jeżami. Ponadto towarzyszył „Saksończykowi na Mazury” i pokazał „Dwóch mężczyzn patrzących na jezioro” (wspomnienia z seminarium w Krutyni w roku 2014.. Trzeci artykuł, o dość enigmatycznym tytule,

„Google, Szołochow i podróż pociągiem” - czasami z rozmów w pociągu można dowiedzieć się więcej o przeżyciach człowieka niż z wyszukiwarki Google. Bardziej szczegółowo przedstawił jednak dzieło Janusza Małłka „Zanik ludu mazurskiego”, które niedawno ukazało się w tłumaczeniu na język niemiecki.

O historii dawnej naszego regionu i jego pierwszych mieszkańcach, plemionach pruskich, pisała na łamach „Mazurskiej Poczty Bociania”, Brigitte Jäger Dabek.

O współczesnej historii traktuje recenzja książki Karoliny Kuszyk „Ponemieckie” (in den Häusern der Anderen), w której opisano trudne procesy, wewnętrzne konflikty nowych mieszkańców budynków ponemieckich w czasie nowego początku po II wojnie światowej.

Imrgard Irro, pochodząca z Mazur, a po wojnie mieszkająca w Bawarii, pisze książki wspomnieniowe. Jeden z jej artykułów nosił tytuł: „Der Oimara in Erinnerung” (W pamięci Oimara – tzn. babci).

A z okazji roku 300 rocznicy urodzin Immanuela Kanta redaktorka „Mazurskiej Poczty Bociania” Barbara Willan przybliżyła sylwetkę wielkiego niemieckiego filozofa.

Inna okrągła rocznica, 90 urodziny pisarza Arno Surminkiego, również znalazła swoją drogę do miesięcznika w formie wielostronicowego artykułu.

Innym historycznym dziedzictwem Prus Wschodnich jest nieudany zamach na Adolfa Hitlera, który miał miejsce 80 lat temu w Wilczym Szańcu, a Pałac w Sztynorcie również odegrał w nim kluczową rolę. We wrześniu odbyła się kilkudniowa konferencja na temat różnych aspektów historii tego budynku i jego możliwej przyszłości, o której Uwe Hahnkamp relacjonował dla „Mazurskiej Poczty Bociania”.

Blisko terażniejszości był poza tym, gdy po 30 latach pełnienia

funkcji pełnomocnika ds. mniejszości narodowych i etnicznych w województwie warmińsko-mazurskim, najpierw wojewody, a później marszałka, pożegnał się mazur i protestant Wiktor Marek Leyk, autor książki „Trzydzieści lat z mniejszościami”. Relacja ze spotkania autorskiego pióra Uwe Hahnkampa ukazała się także na naszych łamach.

Trzeci tekst Uwe Hahnkampa był poświęcony warsztatom teatralnym w Lidzbarku Warmińskim dla młodzieży z mniejszości niemieckiej, których głównym tematem był Teatr Kamishibai. Kamishibai to japońska sztuka teatralna. Jego nazwa pochodzi od kami - papier i shibai - teatr. Jest to teatr obrazkowy. Jest to tradycyjna japońska sztuka opowiadania historii za pomocą ilustracji wykonanych na kartonowych panelach.

Dla wszystkich, którzy nie chcą już czytać książek ani czytać Internetu, ale nadal chcą być na bieżąco z różnymi zagadnieniami kultury niemieckiej i polskiej, gorąco polecam bardzo różnorodne artykuły Arkadiusza Łuby w „Mazurskiej Poczcie Bociania”. Podczas gdy w Łodzi obchodzono 130 rocznicę urodzin poety Juliana Tuwima i w muzeum włókiennictwa prezentowano dzieła polskiego projektanta mody, w bliższym regionalnym sąsiedztwie odbyło się niemiecko-polskie forum kobiet partnerskich powiatów Olsztyn i Osnabrück. Polska kultura i historia są cenione w Berlinie, o czym świadczyły jego teksty o polskim sławie i historyku literatury polskiej Aleksandrze Brücknerze, o obchodach Konstytucji 3 Maja z 1791r. i o wschodzącej gwiazdzie Berlinale 2024 Kamili Urzędowskiej.

Poświęcony filmowi międzynarodowemu był także jego materiał o wystawie berlińskiej reżysera Tima Burtona.

Ale wróćmy do regionu, bo tam właśnie Związek Młodych Prus Wschodnich (BJO) obchodził swój tradycyjny weekend

adwentowy, który Arkadiusz Łuba trafnie podsumował hasłem „Międzynarodowe porozumienie zamiast polityki”.

Nie sposób w tym miejscu oddać sprawiedliwości wszystkim tekstom z dwunastu numerów „Mazurskiej Poczty Bocianiej” z 2024 roku. Ale wszystkie są tego warte.

Uwe Hahnkamp

Günter Schiwy i jego bajki

O autorze

Günter Schiwy urodził się 26 września 1928 r. w Krzyżach w powiecie piskim. Wieś znajdowała się w protestanckim trójkącie Szczytno – Mrągowo – Pisz. Jej mieszkańcy żyli z pracy w lesie i z rybołówstwa.

Według drzewa genealogicznego Schiwy należy do jednej z najstarszych rodzin prusko-mazurskich. Prawdopodobnie jego przodkowie byli Prusami i należeli do plemienia Galindów.

Günter Schiwy był od 1941 r. uczniem licealnej szkoły dla chłopców w Ragnecie koło Królewca. Na skutek wojny, naukę zakończył małą maturą, w 1947 r. w Lubece. Do 1949 r. uczył się zawodu kupieckiego w szkole handlowej w Lubece. W mieście tym pracował do 1953 r. jako sprzedawca. Po trzyletniej praktyce Schiwy pracował jako urzędnik celny od 1953 do 1956 r. w naczelnej dyrekcji w Düsseldorfie oraz Kilonii. W 1970 r. otrzymał w Stuttgarcie dyplom z ekonomiki przedsiębiorstw i finansów. Od 1972 do 1989 r. pracował w dziale podatkowym Krajowego Urzędu Kościelnego Kościoła Ewangelickiego w Hanowerze. Od 1990 r. do śmierci w roku 2014 mieszkał w Hanowerze.

Ideą Schiwy'ego było zachowanie dla potomnych opisu Mazur, historii, kultury, ludzi oraz specyfiki wschodnioeuropejskiej. „Czuje się synem Mazur! Sam mówił o sobie: „W głębi serca jestem Prusem, Prusakiem, Mazurem, Wschodnioprusakiem oraz Niemcem i jestem z tego niewymownie dumny”.

Wstęp

Bajki, podania i legendy są drogami prowadzącymi do poznania źródeł pochodzenia grupy narodowościowej i tym samym jej przynależności. Twórczość tego rodzaju pozwala poznać i zrozumieć lepiej świat.

Bajki, podania i legendy należą do trwałych dóbr kultury danego regionu.

W mazurskim folklorze oraz mitologii są to z reguły przekazy przodków o tym jak żyli, o czym myśleli i czego dokonali. Dzięki Prusom, Niemcom, Kurpiom, Mazowszanom, Czechom, Francuzom, Polakom nasze dziedzictwo kulturowe bardzo się wzbogaciło.

„Moje mazurskie bajki, podania i legendy wywodzą się z naszej wsi Krzyże i najbliższej okolicy. Są to opowieści babci Sayk oraz mojej matki. Zimą, przy ciepłym piecu kaflowym opowiadały naszej piątce historie tajemne i mistyczne, często budzące grozę. Siedzieliśmy wokół lub leżeliśmy na podłodze wyścielonej mazurskimi chodnikami, zwanymi szmaciakami. Kiedy dopalały się długie bierwiona drewna, otwierało się w piecu drzwiczki, a żar z paleniska rozścielał po ścianach czerwony, ognisty blask. My zaś rozpoznawaliśmy na ścianach różne postaci oraz ornamenty o najprzeróżniejszych kształtach. Zaczynała się godzina duchów”.

Wszystkie opowieści naszej babci i matki zawierały elementy kultu przodków i szacunku dla ich dokonań. Dowodziły bogatego życia duchowego wymieszanego ze sporą dozą chłopskiej przebiegłości. Dlatego też tysięczne dzięki naszym babciom, które wtedy potrafiły intuicyjnie, w sposób poglądowy tak opowiadać, że dzisiaj ponad pięćdziesiąt lat później jesteśmy w stanie wszystko sobie przypomnieć i spisać, aby zachować je dla następnych pokoleń.

Dziękuję Ci za Twój czas

ulubiona bajka Güntera Schiwego dla dorosłych

Moja babcia Sayk chodziła często do lasu na grzyby i jagody. Znała wszystkie leśne ostępy i wiedziała najlepiej, gdzie należy czego szukać. Mnie jako wnukowi zdradziła swoje najtajniejsze miejsca. Czasami na kolanach przedzieraliśmy się przez zwarty gąszcz, by naraz natknąć się na kolonie prawdziwków, koźlarzy, kurek, zielonek i rydzów.

Babcia podnosiła nieraz mech, a pod nim ukazywały się ustawione w szeregu grzyby. W taki sposób wiklinowy kosz był wkrótce pełny. Babcia była dumna ze swojej znajomości lasu. Największe i najpiękniejsze grzyby, wieńczyły zawsze brzegi kosza.

Mimo podeszłego wieku, babcia była jeszcze bardzo sprawna, chodziła szybko i zwinnie. Słyszała z tego we wsi. Swoim pięciorgu wnukom opowiedziała pewnego wieczoru następujące zdarzenie. Otóż idąc kiedyś późnym wieczorem do domu, niosła kosz pełen grzybów. Tak bardzo była zajęta zbieraniem grzybów, że nie zauważyła zapadającego wieczornego zmroku!

Idąc przez Smolak koło pól Dopatki i Białowasa, natknęła się na jakiegoś skrzata, który wybiegł na drogę i zagadnął ją. Za idącą szybko babcią skrzat nie mógł nadążyć na swoich krótkich nóżkach. Toteż poprosił ją, aby się zatrzymała, gdyż chciałby się z nią podzielić pewną wiadomością..

Babcia, nie chcąc być nieuprzejmą stanęła, jakkolwiek była nieco zatrwożona. Wówczas skrzat odezwał się tymi słowami:

„Droga pani Sayk, widzę, że nie należy pani do najpowolniejszych. Zawsze jest pani w pośpiechu. Wielu pędzi, tak jak na przykład dzisiaj. Nikt nie rzuci na mnie nawet przelotnego spojrzenia. ja

zaś mam dla każdego przesłanie na drogę, które brzmi: Człowieku, myśl o tym, że masz wystarczającą ilość czasu – dla mnie, dla bliźnich jak też dla Boga. Dlatego dziękuj za ten dar. To łaska wobec ciebie, że możesz urzeczywistniać swoje życie. Trzymasz je w swoich rękach. To Twój Czas, podczas którego dokonaj czegoś dobrego bez wahania i obawy.

Czemu uskarżacie się nieustannie: nie mam czasu? Każdy z nas ma do dyspozycji dwadzieścia cztery godziny czasu na dobę. Wobec tego wszyscy winni mieć czas dla innych. Dlaczego jesteście ciąglými niewolnikami czasu? Czy mamy czas, czy też nie, musimy żyć w sposób na jaki się zdecydujemy.

Człowiek mógłby mieć czas, gdyby żył skromniej i znalazł w sobie odwagę do rezygnacji. W życiu chodzi o to, aby czas wykorzystać sensownie i go nie marnotrawić. Przy tym najważniejszym jest, by czynić zawsze to, co najistotniejsze i najniezbędniejsze. Co was tak zmusza do pośpiechu? Czemu macie tak mało czasu dla innych, ty dla kogoś, ktoś dla ciebie?

Czy zwrotem „ja nie mam czasu”, chcecie dowieść swojej ważności i pilności? Kto znajdzie czas dla siebie, ten znajdzie go i dla innych. Człowieku pomyśl, twoje życie jest krótkie i przede wszystkim nieprzewidywalne. Dlatego zachowaj czas dla siebie, jest to dobro, które zostało ci powierzone przez Boga. Dlatego, pani Sayk, dziękuję, że znajdujesz czas, aby mnie wysłuchać i zrozumieć. Dziękuję ci też, że przy Tobie wolno mi głośno myśleć i mówić, mając pewność, że rozumiesz mnie bez wielkich słów. Dziękuję za czas, który mi podarowałaś, gdyż jest to część Ciebie i Twojego życia”.

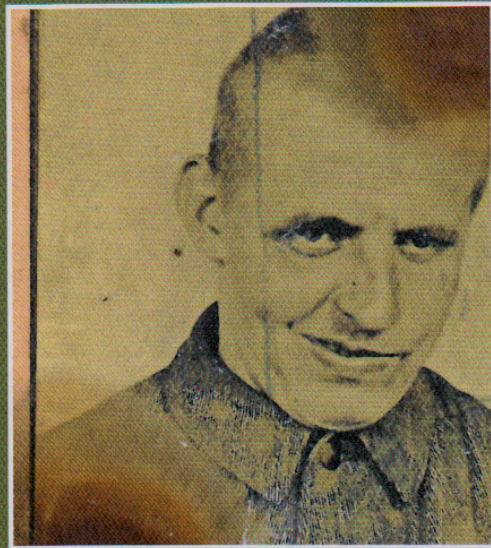
Tłumaczenie: Dietnar Serafin (Günter Schiwy: „Wielki skarbiec mazurskich bajek, legend i podań)

Ulrich Raschkowski

KURT GEORG VOGT

1912 – 1941

Opfer der „Euthanasie“



Dies ist ein Buch des Gedenkens an Kurt Vogt und die Opfer aus ostpreußischen Heil- und Pflegeanstalten und des Nachdenkens für uns.

S.7



6. Januar. 2025 in Kortau/Kortowo - Marsch unter der Zeichen dem Roten Kreuz. S. 3

Foto: Uwe Hahnkamp